Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 8

Artikel: Mädeli [Schluss]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635382

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Parteien für immer entzweien. Darum wünsche ich, daß die Verleumdeten nichts von der Sache vernehmen. Da das Wohl der Kirche vorgeschützt worden ist, um Böses zu tun, will ich, auch im Namen der Kirche, der am meisten Beleidigten, Sühne leisten. Ich möchte ihr vor den Hofleuten ein Geschenk machen, das aber seinen Wert erst erhalten kann, wenn es durch die Hand der Königin geht. Das ist meine Bitte." — „Also eine Verschwörung, um ein Unrecht gutzumachen. Mein Gemahl wird mir gerne erlauben, daran teilzunehmen." — „Gewiß, meine Liebe. Ich möchte nur wissen, was unser Kaplan zu tun gedenkt." — Der Kaplan weihte sie ein in seinen Plan. Nun fand der König, er möchte auch teilnehmen an der Verschwörung und den Angegriffenen ein Zeichen seiner Huld geben, nur wisse er noch nicht, wie das geschehen könnte. — „Der Ritter Wilibald, unser Hauptmann, soll ein Verführer sein? Mein Gemahl kennt dessen Verdienste zu gut, als daß ich ihn zu loben brauchte. Wenn der König es erlaubt, so ernenne ich ihn zum Kastellan meines Schlosses in Hermance. Dieses Amt wird nur einen kleinen Teil seiner Zeit in Anspruch nehmen, so daß die Führung der Leibwache nicht darunter leiden würde." — „Damit wäre ein Teil der Aufgabe in guter Art gelöst. Aber es ist ganz das Verdienst meiner Gemahlin, nicht mein eigenes." — „Da bin ich wohl unbescheiden gewesen, mein lieber Gemahl. Denn ich glaubte allezeit teilzuhaben an deinen guten Werken." — „Ich sehe, daß der Leibarzt einen Traum richtig zu deuten versteht. Weiß mein kluger Schwan mir auch Rat, wie die andern geehrt werden könnten." — „Als du die Fahrt nach Basel unternahmst und ich in Sorge war um dich, glaubte ich, meine trüben Gedanken durch ein Gespräch mit dem greisen Ritter Dietrich, dem Kastellan dieses Schlosses, verscheuchen zu können. Er erzählte mir in Bescheidenheit, wie er schon deinem seligen Vater gedient hat. Auch dir ist er treu ergeben, trotzdem er während des großen Aufruhrs deiner Vasallen in deinem Dienste sein Liebstes verloren hat, seine beiden Söhne. Nun fühlt er seine Kräfte schwinden und hegt den Wunsch, seinen Neffen, den Ritter Helmut, zu seinem Nachfolger ernannt zu sehen. Ich habe ihn ermuntert, sein Anliegen vorzubringen, denn es sei des Königs Wille, seine Getreuen nach ihrem Verdienste zu belohnen. Mich würde es freuen, wenn mein Gemahl dem würdigen Greis einen schönen Lebensabend bereiten wollte." — „Deine warme Fürsprache macht mich geneigt, dem Wunsche des Kastellans zu entsprechen. Aber ich fürchte, der Kämmerer werde mit gewichtigen Gründen einen Mann vorschlagen, der mir länger gedient hat als Ritter Helmut." — „Lieber Gemahl, dürfte es nicht heilsam sein für den Kämmerer, wenn ihm einmal wieder bedeutet würde, maßgebend auch in diesen Geschäften sei der Wille des Königs, der das Wohl des ganzen Landes im Auge hat?" — „Was sagt unser Kaplan dazu?" — „Der König wird allezeit das Richtige treffen, wenn er der Stimme seines Herzens folgt." — „Dann wollen wir diese Getreuen bei ihrer Heimkehr mit unserem Gnadenbeweis überraschen."

Da sich der König in erfreulicher Weise hatte lenken lassen, verschmerzte seine Gemahlin das geopferte Badevergnügen und regte die Männer an zu munterem Redewechsel. Sie nahm sich aber doch vor, der Laune und Bequemlichkeit ihres Gemahls in Zukunft etwas weniger Zeit zu opfern, denn es entsprach ihrer Gemütsart besser, ein lebhaftes Pferde zu meistern, als den folgsamen, zarten Schwan zu spielen. Die Kosten bezahlte der Leibarzt, indem er häufiger am Schachzabeltische sitzen mußte, um seinem Gebieter über die Langweile ereignisloser Tage hinwegzuhelfen. Wenn es ihm verleidete, ließ er den König das Spiel verlieren, was diesen wohl für einen Augenblick verstimmte, ihn selbst aber meistens vom Spiel erlöste.

(Fortsetzung folgt.)

Mädeli.

Erzählung von Alfred Huggenberger. (Schluss.)

Ich drücke sie fest an mich. „Nein, ich meine es nicht bloß, Mädeli." Und ich bin wirklich in jenem Augenblick der redlichste Mensch der Welt gewesen. Auch nachher noch, wenn wir auf dem Heimweg manchmal stillstanden und uns herzten und küßten, wie man das in jungen Jahren so tut, wenn man nichts Gescheiteres weiß.

Einmal, mitten im Gehen, lachte sie klingelhell heraus. „Jetzt bin ich doch einmal für ein Stündchen eine Braut gewesen!" Dann war sie handkehrum wieder traurig. „Am Morgen mußt du von allem nichts mehr wissen! Oder doch so: du darfst dich noch zehnmal, noch hundertmal besinnen. Wer wird denn mich nehmen!"

Wir sind an jenem Abend manche liebe Stunde in Spillmanns Stube beisammen geblieben. Unsere junge Zeit war auch mit dabei; sie hat uns so beraten, wie das uns just am allerbesten gefiel. Das Liebsein und die Willfährigkeit standen dem Mädeli wunderbarlich an. Es war, als sei uns dieser gute Abend von aller Zeit her vorausbestimmt und zubeschieden gewesen. Beim Abschiednehmen hing sie sich zitternd an mich: „Am Morgen reut es dich!" Und ich mache darauf den rohen Spaß: „Gäll, jetzt hast du gemeint, es könnte dich keiner gern haben!"

Ja, es reute mich am Morgen. Zu innerst in meinem Herzen verbarg sich zwar ein lieber Dank. Auf Augenblicke fand ich das Leben jetzt viel, viel schöner als vordem, wo ich noch zu wenig von ihm gewußt. Aber der Verstand sagte kalt zu mir: So etwas! Jetzt kannst du dich nicht mehr besinnen! ...

Ich stellte mir mit geringem Behagen vor, was die Leute dazu sagen würden. Ich stellte mir vor, wie mir der Schleck bekommen würde, die Mäde meinen auswärtigen Verwandten als meine Zukünftige vorzeigen zu müssen. Auch an Rosi dachte ich und nicht mit den besten Wünschen. Wenn sich die nur nicht so verliebt an den Kari gehängt hätte!

Mädeli ging gegen Mittag mit Rechen und Gabel am Helghöflein vorbei. Ihr Mal leuchtete von weitem. Ich versteckte mich in der Fensterecke und sah ihr dann verstohlen nach. Als ich sie so unter den schwerbeladenen Apfelbäumen den Ackerweg hinausschreiten sah — fast wie eine Verlorene kam sie mir vor —, da faßte mich ein Erbarmen an. Ich ging ihr nach und holte sie bald ein.

„Mädeli — soll ich nicht heute abend mit deinem Götti reden?"

Sie verneinte mit leisem Kopfschütteln. An mir vorbeisehend, sagte sie mit seltsamer Gelassenheit: „Wart' nur noch ein wenig; vielleicht ... Und auch im andern Fall: ich nehm' alles auf mich. Ich bin schuld."

Da behagte es mir, mich in die Brust zu werfen und den Großen zu spielen. „Mädeli — du darfst nicht einen Tag in der Angst leben! Das leid' ich nicht! Meinst du, ich sei bloß so einer?

Auf „Muß“ warten
Bringt Nesseln in Liebesgarten.“

Das hat sie gern gehört. Sie hat mir unter Tränen Dank gelächelt. Und ich hab' bei mir gedacht: Was bist du für ein feiner Kerl! Ich meinte gar, ich habe sie aus dem Brunnen gezogen.

Wenige Tage darauf haben wir dann die Ringe gewechselt. Die Welt ist nicht auf den Kopf gestanden. Wir haben alles schön hinter uns gebracht, Sauer und Süß. Des Süßen ist mehr gewesen. Nicht nur konnte ich die Mäde in ihrem Tun richtig gern haben, nein, es kam mir auch als eine Herrensache vor, daß ich nun der Gefahr entronnen war, in einer schwachen Stunde irgendeine Narretei zu machen, um dann nachher für alle Zeiten den Habenichts spielen zu müssen.

An ihren Fehler hab' ich mich über Erwarten bald gewöhnt und mir nicht mehr viel daraus gemacht. Sie hat auch insgeheim darauf gehalten, das Mal wie eine kleine Sünde vor mir zu verbergen. Wenn wir zusammen waren, ging oder saß sie immer zu meiner Linken, und ich fand das klug und recht von ihr; denn die Augen konnten sich auf die Art viel eher an ihr wohltun. Einmal hat sie mich, indem sie den Leberfleck unauffällig mit der Hand verdeckte, so recht aus dem Herzen heraus angeschaut: „Du — sag' mir's jetzt doch einmal im Ernst: ist dein Schatz nicht doch ein bißchen — ein ganz klein wenig hübsch? ...“ Ich Stock geb' ihr zur Antwort: „O, für mich bist du lang schön genug! Von der Schönheit hat ja überhaupt niemand gegessen.“ Hat sie das Näschen gerümpft und eine Zeitlang nicht viel hören lassen.

Alles in allem, wir sind einig und recht miteinander gewesen; aber so richtig zum Brennen ist es bei mir halt doch nicht gekommen. Die Mäde hatte das wohl gemerkt, und es hat ihr manchmal weh getan, wenn ich mit ihren kleinen Zärtlichkeiten nichts anzufangen wußte.

„Sag, Mädeli! Mä-de-li!“ hat sie öfters bei mir gebettelt. „Halt wie damals nach der Kirchweih mußt du es sagen! Ich hör' es halt so gern von dir!“

Auch als Eheleute haben wir ein ernsthaftes und ordentliches Leben geführt. Wohl hat mich in der ersten Zeit etwa auf Augenblicke der Teufel geritten, und ich habe an die Andere gedacht. Wenn die statt ihrer neben mir läge! Wenn ich sie so in richtiger blinder Verschossenheit an mich reißen und ihrer Fülle Herr sein dürfte. Allein im Ernst und bei wachen Sinnen hab' ich mir die Sach' nie anders gewünscht. O, die Mäde war denn doch zehnmal mehr nutz! Alles kann man auf der Welt nicht haben, sagte ich zu mir. Sie hat mir ihr Geldlein in die Hand gegeben und ich hab' es ohne Dank genommen. Es verstand sich ja alles von selber. Ich habe zur günstigsten Zeit Boden kaufen und das Helghöflein zu etwas Rechtem machen können. Buben haben wir gekriegt, drei Buben, wie auf einem Nußbaum gewachsen. Jedesmal hat sie in großen Aengsten gelebt, das Kind möchte ihren Fehler erben. Ich sprach ihr dann zu, so gut ich das halt mit meinem groben Verstand fertig brachte: „Mach dir doch wegen der Lumperei keine Gedanken! Wenn sonst nichts ungrad herauskommt, so schickt man sich. Hast du nicht doch einen Mann bekommen?“

Auf solche dumme Reden hat die Mäde immer geschwiegen. Aber ich habe ihr Stillsein schon auszulegen gewußt: nur einzig ihrem Mal hat sie schuld gegeben, daß ich so recht als ein hölzerner Heiland neben ihr hertrampte und manches ihrer kleinen Wünschlein als einfältig belächelte, daß ich am Sonntag zum Jaß ging, statt mit ihr einen Spaziergang über die Felder zu machen, worum sie mich zu manchen Malen innig bat. Im Anfang hat es ihr auch nicht in den Kopf gewollt, von mir mit „Mäde“ gerufen zu werden. „Sag doch Mädeli, wie vorher, gäll!“ Ich hab ihr den kleinen Gefallen nicht getan. „Du bist jetzt eine Frau und kein Mädeli mehr.“ Wenn sie etwa vor dem Einschlafen mit der Hand nach meiner Stirne tastete und mir das schweißige Haar zurückstrich, so ist das ein ungestillter Hunger gewesen. Wie wenn dich ein verschupfter Hund mit der Schnauze stupft. Ich Tropf hab' mir manchmal einfallen lassen, sie meine etwas anderes.

Manch schönes Stücklein Geld hat sie sich vom Munde abgespart und es den Quacksalbern angehängt in der großen Hoffnung, von ihrem Bresten frei zu werden. Ganz ernsthaft ist sie zu einer Zeit darauf versessen gewesen.

„Reut dich das Geld nicht?“ hab' ich sie einmal gefragt. „Nein, es reut mich nicht!“ gibt sie ganz beherzt zurück. „Wenn ich es zuweg bringe, so geht ein anderes Leben an.“

Ich hab' ihren schönen Glauben mit Grinsen umgebracht. „O — dir träumt es allweg immer noch vom Liebeln und vom Süßholzraspeln! Notwendiger ist es wohl doch, das heißt, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will, daß man studiert, wie die Arbeit einzuteilen sei, und wie man im Stall zur richtigen Zeit losschlägt und neue Ware zukauft. Ist denn etwas nicht recht zwischen uns? Haben wir nicht Kinder aufgestellt?“

So hat sie nach wie vor mit allem allein fertig werden müssen, auch mit ihrer großen Wunderlichkeit. Sie hat sich mit der Weile ganz hinter ihr schweigendes Schaffen und Sorgen versteckt, gleich wie der Schneck, dem ein Schlingel die Hörnchen abgezwickt hat.

Aber ihr großes Gutmeinen ist darum nicht erloschen gewesen. Unsere Nachbarin, dem Zeerli seine, hat in ihrem Garten eine besonders schöne Sorte von geflammten Tulpen gehabt, die allen Leuten und auch mir sehr in die Augen stachen. Die Mäde gab sich alle erdenkliche Mühe, auch solche Tulpen aufzutreiben, nur mir zulieb. Weil ihr das beim besten Willen nicht gelang, was tat sie in der Not? Sie hat der Zeerlin bei Nacht und Nebel drei Zwiebeln aus ihrem Garten gemaust. Ja, das hat sie gemacht, auf die Gefahr hin, von der giftigen Frau als Schelmin verschrien zu werden. Als die drei Tulpen das erste Mal vor unserm Stubenfenster in Blüte standen und sich vor Ueberhebung kaum schicken konnten, hab' ich zu meiner Frau gesagt: „Ganz so schön wie der Zeerlin ihre sind sie halt doch noch nicht ...“

Den vierzigsten Jahrestag unserer Hochzeit haben wir mit einem ordentlichen Schmaus gefeiert. So etwas darf man sich wohl erlauben, wenn einem alles so überaus gut gelungen ist. Ein Krüglein Wein ist auch auf dem Tisch gestanden. Meine Frau hat rote Bäcklein bekommen. An das Mal hat damals wirklich kein Mensch mehr gedacht; es ist ja auch zu jener Zeit fast nicht mehr sichtbar gewesen.

„Heut könntest du mir aber wohl wieder einmal Mädeli sagen“, hat sie mich gebeten. Was geb' ich ihr darauf zurück? „Jetzt kommst du wahrhaftig noch einmal mit dem Blödsinn daher! Du alte Mäde du!“

Zwölf Jahre sind wir von da ab noch beieinander gewesen. Eine lange Zeit. Mir scheint, sie sei wie ein Hauch vorbeigegangen. Was für ein Wünschlein die Mäde in ihrer letzten Not noch hat wollen laut werden lassen, das wirst du mich nun wohl nicht mehr fragen. — —

Damit schwieg der Alte. Unsere Wege führten uns bald auseinander. Er strebte dem nahen Wirtshaus zur Ilge zu, durch dessen offene Fenster Gelächter und Kartenklopfen herübertönten. „D'Stöck!“ meldete soeben einer mit überlaut krähender Stimme.

Am Friedhofe vorbeigehend stand ich einen Augenblick still. Auf einem der neueren Gräber ganz nahe der Straße blühten ein paar prächtige geflammte Tulpen. Auf dem Stein war in Goldbuchstaben zu lesen: Mädeli Frehner, geb. Stoll. Gott mit ihr.